

Tiefgang oder Bodenlosigkeit?

Über die Begrenztheit kulturwissenschaftlicher Grundlagenforschung*

Ohne Zweifel liegt die Aufgabe der Historik in der produktiven Steigerung von Komplexität. Besonders gegenüber einer naiven und scheinbar selbstverständlichen Handhabung von historischen Kategorien müssen die Kernprobleme im Umgang mit Zeit und Geschichte markiert und komplex theoretisiert werden. Darüber hinaus kann eine Theoretisierung von geschichtlichen Kategorien auch den engeren Rahmen geschichtswissenschaftlichen Forschens sprengen und deren Geltung für die Sozial- und Kulturwissenschaften im Allgemeinen zur Diskussion stellen. Solch ein Anliegen, nämlich »über den Begriff der Kontinuität die Dimensionen des Historischen aus dem Rahmen der Geschichtsschreibung im engeren Sinn herauszuholen und sie als eine notwendige Blickrichtung der sozial- bzw. kulturwissenschaftlichen Forschung insgesamt zu entwerfen« (33, auch 24, 53, 571), entfaltet die auf seiner Dissertation basierende Studie von Thomas Schwietring auf knapp 600 Seiten. »Wirklichkeit, Struktur, Dauer, Diskontinuität, Entwicklung, Wandel, Geschichte und Zeit« bilden dafür das begriffliche Instrumentarium, das im Zentrum der konzeptionellen Bemühungen von Schwietrings Untersuchung zu den Kategorien Kontinuität und Geschichtlichkeit steht. Anhand der reflexiven Kombination und Rekombination begrifflicher Konstellationen behandelt der Autor die Beziehungsvielfalt seiner Kernkategorien, d. h. aus ideen- und begriffsgeschichtlicher (67–266), systematischer (269–488) sowie forschungsstrategischer (491–568) Perspektive. Motiviert ist die Arbeit einerseits besonders durch die stiefmütterliche theoretisch-konzeptuelle Behandlung der Kontinuitäts-

kategorie (29 ff.), andererseits aber auch durch die postmoderne Zurückweisung des Kontinuitätsbegriffs bei gleichzeitiger Betonung von Diskontinuität, Bruch und Wandel (23 ff., 57 ff.). Gegenüber dieser Motivation geht aber das Ziel der Studie über eine wissenschaftstheoretische Rehabilitierung von Kontinuität insoweit hinaus, als der Autor eine existentielle Grundlegung der Kategorie anvisiert, die durch einen Begriff von Geschichtlichkeit getragen werden soll. Denn gerade »in der Einmaligkeit und Offenheit der Geschichtlichkeit liegt notwendig ein Moment der Kontinuität begründet«. Das Ziel der Studie liegt nun in nichts weniger als darin, ein »Bewusstsein für die Vergessenheit von Fragen der Geschichtlichkeit« anzustoßen, »die immer zugleich Fragen der Kontinuität sind« und »als zentrale Merkmale menschlicher Existenz« (an-)erkannt werden müssen (27).

Die Kontinuität der historischen Welt – also sowohl der temporale Zusammenhalt von Gegenwart und Vergangenheit als auch der materielle Zusammenhang verschiedener Geschehnisse in der Vergangenheit – ist sicherlich kein neues Problem, mit dem sich theoretisch gebildete Historiker oder historisch orientierte Theoretiker beschäftigen. Man denke nur an Droysens Historik, Gadammers hermeneutische Einlassungen, an Baumgartners narrativistisches Kontinuitätskonzept oder an die daran anschließende Auffassung von Kontinuität in Rüsens »Historischer Vernunft«. Die verschiedenen Konzeptionsversuche bezüglich des Kontinuitätsbegriffs changieren dabei zwischen einer *realistischen* und einer *konstruktivistischen* Auffassung, also zwischen der Annahme, dass Kontinuität in den

* THOMAS SCHWIETRING, Kontinuität und Geschichtlichkeit. Über die Voraussetzungen und Grenzen von Geschichte, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2005, 596 S. ISBN 3-89669-715-3

Dingen ontologisch verortbar sei und derjenigen, dass diese erst in der historischen (Re-)konstruktion generiert werde.

Solch einen Widerspruch innerhalb der Kontinuitätskategorie will Schwietring historisch nachzeichnen, um ihn dann systematisch und existentiell zugleich *aufzuheben* sowie schließlich explorativ auf sozial- bzw. kulturwissenschaftliche Modelle anzuwenden. Dabei wird man den Eindruck nicht los, dass der Autor zum Kontinuitätsproblem programmatisch und exzessiv das letzte Wort sagen will, indem er den verschiedenen Kultur-, Sozial- und Geschichtswissenschaften klar und deutlich deren *unhintergebarste* Zentralkategorie als *conditio sine qua non* ihres Schaffens aufblättert: Nichts soll dem synthetisierenden Gestus der Studie entgehen. Besonders die langatmigen philosophie-, ideen- und begriffsgeschichtlichen Abschnitte des ersten Hauptteils (79–249) lassen diesen Eindruck aufkommen, weil sie eine stark referierende (z. B. zur Geschichte des Geschichtsbegriffs) und weniger eine der Fragestellung zuspieldende Funktion haben. Auffallend gut gelingt Schwietring dagegen die systematische Analyse der verschiedenen Positionen innerhalb der geschichtstheoretischen Diskussion (269–357). Hier kann er mit interpretatorischem Rückgriff auf verschiedene Autoren (Droysen, Dilthey, Simmel, Troeltsch, Gadamer, Habermas, Danto, White) zeigen, wie der Versuch, Kontinuität als Kategorie der historischen Wirklichkeit auszuweisen, scheitert: Kontinuität ist demnach kein »Merkmal des Gegenstandes«, sondern ein »Prinzip der Wahrnehmung und Erkenntnis« (337). In der dabei mitlaufenden Auseinandersetzung mit der konstruktiv-narrativistischen Perspektive Baumgartners münden die Überlegungen des Autors schließlich in einer Kritik an Baumgartners »Depotenzierung von Geschichte« (ebd.), von der

wiederum die *Verexistenzialisierung der Geschichte* bei Schwietring ihren Ausgang findet. Es folgen nun wieder sehr weit ausholende Ausführungen zu dem systematischen Verhältnis von Geschichtlichkeit, Zeit und menschlicher Daseinsweise, die sich natürlich intensiv mit Heidegger und Jaspers beschäftigen und darüber hinaus das Problem der Zeit phänomenologisch referieren, um den Kontinuitätsbegriff als einen Kernbegriff von Geschichtlichkeit und nur dadurch vermittelt von Geschichte zu markieren. Das hat teilweise eine fragwürdige Dichotomisierung von Zeit(-theorie) und Geschichte zur Folge (z. B. 481), die wiederum auf die Geschichtlichkeit des Menschen und die geschichtliche Immanenz allen Seins auf dieser Welt verweist, was dann existential-programmatisch folgendermaßen klingt: »Geschichtlichkeit in diesem existenziellen Sinn ist eine Bezeichnung für die innerweltliche Gewordenheit des Menschen und der Wirklichkeit, in der er lebt, und sie ist ein Hinweis auf ein Erkenntnisprogramm, das den Menschen und seine Lebensformen rein immanent aus den Bedingungen der Geschichtlichkeit seiner Existenz heraus zu verstehen beansprucht. Der Begriff der Kontinuität kommt an dieser Stelle ins Spiel, weil unter den Bedingungen einer konsequent gedachten Geschichtlichkeit alles Denken und alle Erklärungen ebenfalls nur als geschichtlich gedacht werden können. (...) Er bekommt den Charakter einer essentiellen und ontologischen Aussage, denn er beschreibt die zugrundeliegende Auffassung von Wirklichkeit, wenn in einem ontologischen Sinn von Geschichtlichkeit die Rede ist« (498).

Obwohl sich der Autor im letzten Hauptteil seines Werkes wiederum den Anwendungsmöglichkeiten innerhalb der kulturwissenschaftlichen Modellbildung und Grundlagenforschung (Konstruktion von Wirklichkeit, Idee des Sozia-

len, Erklärung und Prognose) zuwendet und dort verschiedene Kernbegriffe der historischen Forschung (Diachronie-Synchronie, Ereignis-Struktur, Dauer, Prozess) im Kontext einer formalen und kategoriellen Bedeutung von Kontinuität bespricht, bleibt der existenzontologische Grund-Geschmack der formulierten »radikalen Historizität« (573) bis zum verdienten Ende des Buches bestehen. Zwar berührt der Autor die Problemzonen der Geschichtstheorie, die den geschichts- und sozialwissenschaftlichen Diskurs seit dem 19. Jahrhundert konstant geprägt haben, aber seine als Grundlagenforschung angedachten »neuen« Einsichten verlieren sich kontinuierlich in der sich wiederholenden Beschwörung von Allgemeinplätzen, was ausführlich an den verschiedenen Einleitungen oder Zusammenfassungen (z. B. 481 f., 483–488, 491–519) und besonders am Schlusskapitel (569–578) des Buches zu studieren ist. Dass Schwietring als radikaler Historist existential-philosophischer Prägung die Grenzen zu einer Metaphysik der Geschichte kontinuierlich-fließend überschreitet, zeigt sich prägnant an einer Stelle seiner finalen Synthesis: »Die Mechanismen der Reflexivität (des historischen Geschehens, A. H.) arbeiten, ohne dass es einen Beobachter gäbe, der sie zu Bewusstsein führt. Der komplementäre Mechanismus zur Reflexivität ist die Verborgeneheit des jeweils aktuellen Geschehens vor sich selbst« (575, vgl. 506–508). Das lässt sich mit Blick auf Schwietrings Studie ohne Zweifel bestätigen.

Schon von der Form des Buches her halte ich es für fragwürdig, ob sich so die angemahnte Komplexität des Themas angemessen darstellen lässt. Es mangelt durchgehend an Klarheit und Deutlichkeit der Darstellung. So tritt der Verweis- und Kombinations-Dschungel des Buches dem Leser mit einem doppelten Inhaltsindex

(Inhaltsübersicht und Inhaltsverzeichnis) entgegen: Die »Inhaltsübersicht« bewahrt dabei die Kontinuität des unübersichtlichen 8 Seiten langen Dickichts des »Inhaltsverzeichnisses«. Der nachfolgenden über 40 Seiten langen Einleitung steht wiederum eine kurze Metaeinleitung zum Aufbau der Einleitung vor, damit man bei der heraufziehenden Komplexität des Inhalts nicht aufgibt. Anscheinend soll hier im Miniformat schon das weitere Vorgehen des Haupttextes durchdekliniert werden: alles, was mit dem Thema Kontinuität nur im Entferntesten zu tun hat, zu sammeln und aufzugreifen, um es nachzuzeichnen. Und es ist ein langer Dschungelpfad, dem der Leser zwischen deduktiv-definitionstechnisch verfahrenen Kurzkapiteln, langatmig-dozierenden Zusammenfassungen und den häufigen Wiederholungen der immer gleichen Thesen in leicht variierten Verkleidungen folgen muss, ohne dass der Argumentationsgang im Detail klarer würde. Unverständlicherweise fehlt schließlich das Literaturverzeichnis, dessen Angaben entweder über den Personenindex zusammengesucht oder aber als 106 (!!) Seiten lange Bibliographie zum Thema aus dem Netz heruntergeladen werden können.

Solche Defizite in der Formgebung schlagen sich auch im Inhalt nieder. Wie sich die formale Komplexität als eine undifferenzierte Sammelleidenschaft und fleißige Auflistung von Bezügen zeigt, bei der das Thema aber kompositorisch verstellt wird, so meint inhaltliche Komplexität hier das Abgleiten in die allgemeinste aller allgemeinen Grundlegungen: Geschichte ist Geschichte erst durch die Geschichtlichkeit, *das alles mit allem zu tun hat, und dass alles mit allem zusammenhängt* – das reine Werden weltlicher Immanenz.

Es ist schade, dass das Buch in seiner Programmatik stecken bleibt. Denn was an dieser

Stelle an der Ausführung des Gedankengangs zu kritisieren war, basiert sehr wohl auf einer überlegten Fragestellung und selbstreflexiven Forschungsintention. So geht es dem Autor zu Recht darum, sowohl implizite Bedeutungen und Funktionen des Kontinuitätsbegriffs aufzudecken als auch verkrustete Dualismen (Kontinuität – Wandel) aufzubrechen. Hinzu kommt, dass Schwietring den Kontinuitätsbegriff nicht mit Blick auf überholte kausale bzw. teleologische Notwendigkeits- oder Determinationstheoreme hin untersucht, sondern im Gegenteil zeigen will, wie das historische Denken der Kontinuität historische Kernbegriffe wie z. B. Einmaligkeit, Irreversibilität, Kontingenz und Möglichkeit ohne Bezüge zu transzendenten Theoriefixpunkten zur

Geltung bringen kann. Mit starker Betonung des historischen Möglichkeitssinns formuliert er dann auch am Schluss seines Textes: »Die Geschichte des Menschen ist kein Prozess der Offenlegung immer schon vorhandener Möglichkeiten, sondern die Geschichte ist ein Prozess der Schaffung von Möglichkeiten.« Ob aber die Geschichtswissenschaft solch einen ›Prozess der Schaffung von Möglichkeiten‹ zur geschichtstheoretischen Selbstreflexion bringen wird, ist angesichts des ausufernden Tiefgangs von Schwietrings Gedanken, die in Bodenlosigkeit münden, äusserst fragwürdig.

Arnd Hoffmann

